

Sammelrezension „Gewalt in den Medien“

Michael Kunczik, Astrid Zipfel: Gewalt und Medien. Ein Studienhandbuch

Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2006 (UTB, Bd. 2725), 474 S., ISBN 978-3-8252-2725-8, € 24,90

Angela Keppler: Mediale Gegenwart. Eine Theorie des Fernsehens am Beispiel der Darstellung von Gewalt

Frankfurt/Main: Suhrkamp 2006 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Bd. 1790), 340 S., ISBN 978-3-518-29390-4, € 13,-

Wann immer in der öffentlichen Diskussion Mediengewalt und aggressives Verhalten thematisiert wird, etwa nach den so genannten Amokläufen männlicher Jugendlicher wie im November 2006 in Emsdetten oder im Mai 2002 in Erfurt, prompt kommen in Politik und Medien Vorwürfe auf, die Medienwissenschaften verfügen über keine stichhaltigen, erst recht nicht über eindeutige Befunde zur Wirkung gewalthaltiger Medien, sie könnten sich nicht entscheiden, ob solch violente Inhalte schädigende Einflüsse haben und eiere von relativierenden Aussage zur nächsten. So tönte *Der Spiegel* im Einklang mit *Die Woche* 1993: „Wir brauchen ihn nicht, den hieb- und stichfesten Beweis, dass die Gewaltwelt der Teleindustrie mit der zunehmenden Gewaltbereitschaft von Kindern und Jugendlichen zu tun hat. Wir wissen auch ohne Professoren, wo Zusammenhänge bestehen und wo nicht“ (zit. Kunczik/Zipfel, S.15, Anm. 2). Und besonders die so genannte „Betroffenheitsliteratur“ (ebd., S.12) oder populäre Ratgeberliteratur wie etwa jüngst wieder das Bändchen des Gehirnforschers Manfred Spitzer (*Vorsicht Bildschirm!*, Stuttgart 2005) weiß noch unbeirrter über Mediengewalt Bescheid; Einschränkungen und Relativierungen verdächtigt sie sogleich als verbräunte Verharmlosungen.

Dabei ist kaum ein anderes Gebiet so umfassend und vielfältig aufgearbeitet worden wie das der medialen Gewaltwirkungen. Weltweit schätzt man die Zahl der einschlägigen Studien auf über 5 000 (vgl. ebd. S.11); und für ihre deutschsprachige Rezeption bereitet der Mainzer Kommunikationswissenschaftler Michael Kunczik die seriösen Studien und Befunde in bewundernswerter Kontinuität und akribischer Sorgfalt seit 1975 auf – nunmehr zusammen mit seiner Kollegin Astrid Zipfel in der 5., „völlig überarbeiteten“ Auflage. Wer also lesen kann und sich den enormen Fundus an Theorien, Studien und Befunden erarbeiten will, der braucht nicht mehr herumzusuchen, erst recht nicht mehr herumzuspekulieren; vielmehr kann er sich auf Kuncziks (und nunmehr Zipfels) profunden und differenzierten Forschungsüberblick verlassen. Daher dürfte der Autor für leidlich Eingeweihte hinlänglich bekannt sein, so dass es sich hier empfiehlt, auf die Veränderungen und Neubearbeitungen zwischen der 4. Auflage von 1998 und der 5. hinzuweisen. Anstoß für letztere dürfte nicht zuletzt ein Gutachten über den jüngsten internationalen Forschungsstand zu „Medien und Gewalt“ ab 1998 gewesen sein, das die beiden für die Bundesregierung angefertigt habe. Dieses ist noch umfangreicher und kann von der Website des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend heruntergeladen werden (Adresse in der Literaturliste). Ein wenig merkt man es dem Text des Buches allerdings an, dass er aus Vorlagen kompiliert wurde, die Systematik und auch die Übersichtlichkeit leiden darunter. Aber das dicke Konvolut von 474 Seiten, davon allein knapp 50 Seiten Literaturangaben, dürften nur wenige von vorne bis hinten linear durcharbeiten; beim Nachschlagen helfen ein Personen- und ein ausführlicher Sachindex.

Ganz neu hinzugekommen sind eine kurze „Begriffserklärung“, was unter Gewalt und Aggression jeweils verstanden wird (Kapitel 2), eine Darstellung von

„Gründen für die Nutzung von Mediengewalt“ (Kap. 5), eine über „Einflussvariablen im Wirkungsprozess“ (Kap. 8) und endlich – geschuldet der wachsenden Aktualität – eines über „Wirkungen von Gewalt in Computerspielen“ (Kap. 9) im und mit dem „Internet“ (wobei hier zunächst einmal die vielfältigen Dimensionen differenziert werden müssen). Hinzu kommen Ausführungen zu „Musik und Musikvideos“ sowie zur Aufbereitung von Studien über Gewalt in der Werbung, aber auch über ihren Einfluss auf die Werbeerinnerung, sofern sie in gewalthaltigem Programmumfeld platziert ist (Kap. 10). Andere Sachverhalte sind neu gruppiert, aktualisiert und erweitert worden, ältere Studien werden nicht mehr so ausführlich dargestellt wie in der früheren Fassung – so etwa das stark überarbeitete Kapitel zur „Berichterstattung über reale Gewalt“, mithin über einen Sachverhalt, der im gesellschaftlichen Bewusstsein und in der Medienwahrnehmung durch öffentliche Aggression, Kriminalität und Terrorismus erheblich an Relevanz gewonnen hat, aber längst noch nicht so gründlich in der Wissenschaft beachtet wird wie die möglichen Wirkungen fiktionaler Gewalt. Entsprechend fehlen diesbezügliche verallgemeinerbare Einsichten. Aber schon die Aufzählung all jener Themen lässt erkennen, dass man mit ursprünglichen Gliederungen – etwa die Subsumtion unter die bekannten Wirkungsparadigmen wie Katharsisthese, Suggestionstheorie, Habitualisierungstheorie, Stimulationstheorie, Lerntheorie etc. – nicht mehr auskommt. Diese werden zwar ebenfalls expliziert und in jüngsten Studien exemplifiziert, eher in dem überkommenen (6.) Kapitel über „Thesen und Studien zur Wirkung von Mediengewalt“, aber sie werden zugleich kontextualisiert und relativierend aufgehoben in und durch besagte Motivationsansätze, so genannte übergreifende „General Aggression Models“, „besondere Forschungsmethoden“ wie etwa Langzeituntersuchungen und in der gesonderten Darstellung einzelner „Einflussvariablen im Wirkungsprozess“ (Kap. 8), die sich sowohl auf die Inhalte, die Personen als auch auf das soziale Umfeld beziehen. Ihre Durchsicht ist der Erkenntnis geschuldet, dass sich die Forschung künftig verstärkt so genannter gefährdeter „Risiko- und Problemgruppen“ zuwenden soll und nicht mehr pauschal der Mediengewalt insgesamt, da sich bei ihnen einschlägige Problempotentiale bündeln und kumulieren können. Allerdings muss auch für sie aus Sicht gegenwärtiger Erkenntnisse festgehalten werden, „dass Mediengewalt zwar einen Beitrag zu realem Gewaltverhalten leisten kann, sie allerdings nur einen Faktor in einem vielfältigen Ursachenbündel darstellt und zumeist nur einen kleinen Erklärungsbeitrag leistet (der allerdings für bestimmte Rezipienten unter bestimmten Bedingungen durchaus bedeutsam sein kann.)“ (S.284).

Leider versäumen es die beiden Autoren, unter den diversen Erkenntniszugängen und sachlichen Dimensionen eine übergreifende ordnende Strukturierung und Orientierung etwa durch metatheoretische Hierarchisierungen und Modelle herbeizuführen, so dass nun vieles, von den theoretischen Grundlagen bis hin zu empirischen Fallstudien, relativ gleichrangig nebeneinander steht und deskriptiv, anhand einer enormen Zahl von ausgewerteten Studien, themati-

siert wird. Auch die knappen „Schlussbemerkungen“ schaffen nicht mehr die erwünschte Einordnung und Übersicht, selbst wenn konzediert werden muss, dass die Forschungslage sehr heterogen ist und sich nicht zu einem Gesamtbild zusammenfügen lässt. Regelrechte „Zitationszirkel“ (S.395) würden immer wieder fragwürdige Befunde reproduzieren, um vermeintliche Beweise so zu stabilisieren. Oft genug berufe man sich auf frühere Studien, ohne deren – vielfach monierte – Defizite oder auch Fehler hinreichend zu berücksichtigen. Aber Studien würden nun mal nicht besser, so oft man sie auch zitiert. Dabei seien insgesamt sowohl die theoretischen wie methodischen Weiterentwicklungen in der Mediengewaltforschung minimal, wie häufig sie auch schon gefordert seien: So fehlten ebenso komplexe, multivariate Forschungsdesigns wie langfristige Studien, um aus simplen Ursachen-Wirkungs-Annahmen wie auch aus pseudo-objektivistischen Laborexperimenten, bei denen zumal die Rezipienten meist nur als instinktive Variablenbündel wahrgenommen werden, herauszukommen. Gerade neue Sachverhalte wie etwa nun die Forschung zu Computerspielen und Internet wiederholten offenbar unbelehrbar alle überkommenen Fehler.

Entsprechend dem weit gefassten Gegenstands- und Forschungsverständnis beziehen Kunczik und Zipfel auch die Vermittlungsdimensionen von Mediengewalt, mithin ihre jeweils subjektive Wahrnehmung und Bewertung, in die Betrachtung ein. Denn schwerlich nur lässt sich diese von jener vermeintlich objektiven trennen (wiewohl es viele empirische Studien immer noch unterstellen). Allerdings finden sich die in der 4. Auflage explizit thematisierten „Funktionen der Gewaltdarstellung“ (6. Kapitel) so nicht mehr in der 5. Auflage, und eine Begründung dafür fehlt ebenfalls. Immerhin werden neben der in der Einleitung notierten öffentlichen Berichterstattung über Mediengewalt unter „besonderen Forschungsmethoden“, „Expertenbefragungen“ unter Psychologen und Psychiatern sowie unter Richtern und Staatsanwälten aufgeführt, die zeigen, welchen Stellenwert und argumentatives Potential die Nutzung von Mediengewalt bei der Diagnose und der Urteilsfindung haben. Oft genug wird dabei das Konstrukt ‚Mediengewalt‘ auch ungeachtet wissenschaftlicher Erkenntnisse verursachend oder erklärend bemüht und damit gesellschaftlich wirksam gemacht – ebenso wie bei vielen medienpädagogischen Maßnahmen oder zumindest bei ihrer Motivierung. Neben der von Kunczik und Zipfel vorgeschlagenen Differenzierung des Gefährdungspotentials und der Fokussierung auf Problemgruppen müssten auch diese Fragestellungen verstärkt untersucht werden, zumal in transkulturellen Zusammenhängen, denn Gewaltbegriffe, -präsentationen und -wahrnehmungen fallen bei den verschiedenen Publika sehr unterschiedlich aus – was bei einem sich zunehmend internationalisierenden Medienmarkt umso augenscheinlicher wird.

Nicht einmal in der Literaturliste ihrer „Theorie des Fernsehens am Beispiel der Darstellung von Gewalt“ nimmt die Mannheimer Medienwissenschaftlerin Angela Keppler von Kuncziks/Zipfels Standardwerk Notiz und belegt damit erneut

die mangelnde Kooperation, wenn nicht Ignoranz, in dieser Disziplin – und dies obwohl jenes ja vornehmlich die Gewalt im Fernsehen behandelt und auch qualitative Inhaltsanalysen des Programms berücksichtigt. Bekannt geworden ist Keppler durch einige sensible qualitative Rezeptionsstudien, die vor allem die Interaktions- und Gesprächsstrukturen vor dem Fernsehapparat aufdröseln. Warum sie in der vorliegenden Betrachtung recht apodiktisch darauf beharrt, dass „die Analyse der Produkte des Fernsehens den Schlüssel einer jeden adäquaten Erforschung dieses Mediums ist“ (S.43) und dass das „Beispiel der Gewalt-Kommunikation“ lehre, wie das Fernsehen Realität inszeniert und welcher „Natur“ das „Kommunikationsmedium Fernsehen“ sei (S.313), bleibt trotz besagter Forschheit der Diktion und der vorgeführten qualitativen Inhaltsanalysen letztlich unerfindlich. Denn in einem ersten, reichlich separaten Teil erläutert die Autorin anfangs recht abstrakt, sodann im Stil vielfach schon präsentierter medienkundlicher Lehrbücher theoretische Zugänge zum Fernsehen, zu seiner Ästhetik und endlich „eine Methode der Fernsehanalyse“ in Form bekannter Filmprotokolle. Denn für sie ist Fernsehen – wiederum definitiv formuliert – ein filmisches Medium, in der unmittelbaren Kontinuität von Bild und Fotografie (vgl. S.51ff.). Damit wischt sie alle Ansätze beiseite, die die Visualität des Fernsehens in ihrer Spezifik (etwa mit dem Begriff des Dispositivs), mindestens in ihrer Differenz zum Film analytisch zu fassen, wie sie zumal für die digitalen Versionen noch dringlicher geworden sind. Für Keppler sind „Gegenstand der Fernsehanalyse [...] Filme“ (S.73), die sich in Gattungen oder beim Fernsehen in Formaten verkörpern. In jedem Fall sind sie mit besagten Filmprotokollen aufschlüsselbar. (Dass gerade qualitative Forschung über die subjektiven Imponderabilien der Wahrnehmung und Interpretation des forschenden Subjekts nachdenkt und Rechenschaft abgeben muss, diese fast selbstverständliche Einsicht und dieses vielfach geforderte Anliegen finden leider auch keine hinreichende Bearbeitung in dieser auf das DFG-Projekt mit dem Titel „Konventionen der Weltwahrnehmung“ rekurrierenden Studie.)

Im zweiten, empirischen Teil werden Analysen von Beispielen der TV-Gewalt-Kommunikation vorgestellt: Nach der Typisierung von Gewaltformen bzw. -inszenierungen (prinzipiell ist die Opposition zwischen fiktionaler und realer Gewalt) widmen sich die ersten Beispielstudien der Austragung von verbaler Gewalt in Talkshows (und spätestens dabei hätte auffallen müssen, dass der Begriff des filmischen Bildes fehl am Platz ist). Das 6. Kapitel liefert recht eindringliche Analysebeispiele der Gewaltdarstellung in Nachrichtensendungen, allerdings ungeachtet ihrer Formate, Intentionen und Inhalte, so dass *Tagesthemen*, *RTL aktuell*, *Weltspiegel*, aber auch – in einem Exkurs – Reality-TV nebeneinander abgehandelt werden. Denn zu zeigen war, so das Fazit, dass die gewalthaltigen Bilder durch die „hoch konventionalisierten Darstellungsverfahren [...] Routinen“ (S.261) auf beiden Seiten hervorrufen und verankern, sowohl bei den Produzenten als auch bei den Rezipienten (was indes aus den Produkten gefolgt und nicht empirisch eruiert wird). Die Beispiele für „Gewalt in Spielfilmen“ sollen illustrieren, „als

was sich [Gewalt] abspielen kann“ (S.290), was – versteht sich – sehr unterschiedlich geschehen kann, wobei die Funktion als „ornamentales Spannungsmittel“ überwiegt (S.290). Schließlich folgt – was auch im Klappentext hervorgehoben wird – noch eine Fallanalyse der Fernsehbilder des 11. September 2001. Obwohl sie in der Studie als das „bisher größte ‚Medienereignis‘ im Zeitalter der elektronischen Kommunikation“ (S.293) apostrophiert werden, vermag die Autorin nicht so recht zu verdeutlichen, worin denn diese einmalige Qualität besteht. Am Ende wird sie nämlich als die Omnipräsenz und Ubiquität des Fernsehens charakterisiert, also dadurch, dass dieses „Medium [...] tiefer als andere in das Geschehen der Gewalt verstrickt ist, da es derjenige Adressat und Beobachter politischer Gewaltaktionen ist, der seine Adressaten zu Zuschauern und Teilhabern an der Gewalt der Gegenwart macht“ (S.311). Aber wird durch solche Formulierungen das Fernsehen nicht allzu sehr verdinglicht oder ihm – als Medium *per se* – sogar Subversivität und Manipulativität unterstellt – Attribute, die Keppeler eingangs den so genannten ideologiekritischen Theorien ankreidet? Benutzen nicht Terroristen wie (staatliche) Terroristenbekämpfer gleichermaßen die allgegenwärtige Suggestivität des Fernsehens? Wenn die Autorin abschließend behauptet, das Fernsehen als „Medium vertritt [...] keine bestimmte Meinung und keine bestimmte Haltung“, vielmehr sei sein „übergreifendes Angebot [...] formaler und funktionaler Art“ (S.318), und wenn sie aber zugleich konstatiert, dass es mit seinen singulären Verstrickungen in die Gewalt als „zentraler Motor der Ausbildung des Realitätssinns einer Gesellschaft“ (S.321) fungiert, dann lässt die vorgelegte Theorie den Leser ein wenig ratlos, wenn nicht verwirrt zurück.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)

Hinweise

Grau, Oliver (Ed.): *MediaArtHistories*. Cambridge 2007, 504 S., ISBN 978-0-262-07279-3

Liebert, Wolf-Andreas, Thomas Metten (Hg.): *Mit Bildern lügen*. Köln 2007, 220 S., ISBN 978-3-938258-26-2

Havelock, Eric A.: *Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie*. Berlin 2007, 160 S., ISBN 978-3-8031-2556-9

Warneken, Bernd Jürgen: *Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung*. Köln, Stuttgart 2006, 412 S., ISBN 978-3-8252-2853-8

Hügel, Hans-Otto: *Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und Populärer Kultur*. Köln 2007, 408 S., ISBN 978-3-938258-15-6

Weibel, Peter: *Architektur und Medien. Enzyklopädie der Medien*, 2 Bände, Wien 2007, 280 S., ISBN 978-3-211-68080-3, ISBN 978-3-211-68083-4

Kittler, Friedrich, Ana Ofak (Hg.): *Medien vor den Medien. Reihe: Kulturtechnik*. Paderborn 2007, 282 S., ISBN 978-3-7705-4284-0